

Der Wald und die Forstwirtschaft in meinem Leben
Jürgen Säglitz

Verlag Kessel
Eifelweg 37
53424 Remagen-Oberwinter
Tel.: 02228-493
Fax: 01212-512382426
E-Mail: nkessel@web.de
Homepage: www.forstbuch.de

In Deutschland hergestellt
Druckerei Sieber, Kaltenengers
www.business-copy.com

ISBN: 978-3-945941-63-8

Der Wald und die Forstwirtschaft in meinem Leben

Am schönsten hat's die Forstpartie –
der Wald der wächst auch ohne sie.
Stimmt das?

Eine Gegendarstellung
nach 70-jähriger Berufspraxis auf allen Ebenen

Forstwirtschaft in Deutschland von der
sowjetischen Besatzungszone und der DDR
bis zur Bundesrepublik

Ein nicht ganz gewöhnliches Försterleben

von
Jürgen Säglitz
Oberstlandforstmeister i. R.

Verlag Kessel
www.forstbuch.de



1950
18 Jahre



1986
54 Jahre



2018
86 Jahre

Inhaltsverzeichnis

Prolog	8
Teil 1 – Bis 1994	10
So fing alles an	11
Krieg bis zum Ende	14
Ein Neuanfang	17
Was nun? – Ohne Abitur kein Studium	37
Arbeiter- und Bauernfakultät	40
Die gesellschaftlichen Aktivitäten an der ABF	42
Was kommt nach dem Abitur?	44
Das Studium der Forstwirtschaft	45
Eine parallele Betrachtung der forstlichen Praxis in der Zeit unseres Studiums	48
Vorbereitung auf den Schritt in die forstliche Praxis	49
Ein I-Tüpfelchen nach Studienschluss – die erste Auslandsreise	51
Die ersten Jahre in der forstlichen Praxis	52
Ein Intermezzo als Reservist	54
Weichenstellung für die zukünftige Entwicklung	56
Wie wurde ich Genosse?	58
Aus der Praxis an den Schreibtisch	59
Die Leitung des Ministeriums	60
Zur Situation nach den großen Reparationseinschlägen 1949-1950 – Vorratspflegliche Waldwirtschaft	64
Standortsgerechte Forstwirtschaft und rationalisierte Pflanzenanzucht	65
III. Forstkonzferenz?	66
Zu schnell zum Kommunismus	68
Vorbereitung der vertraglichen wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit mit den Nachbarländern	71
Leitungsseitige Konsequenzen nach Abschluss des Zusammenschlusses der Bauern in LPG	72
Gleicher Lohn für gleiche Leistung	73
„Kader für den Norden“	74
Neue Strukturen in der Landwirtschaft	76
Wechsel an der Spitze der Leitung der Landwirtschaft	77
Zurück zu den inhaltlichen Aufgaben	80
Landeskultur und Waldgesetz?	82
Neue Gremien für bessere Koordinierung	82
Zur Parteischule nach Liebenwalde?	84
Steigerung der Arbeitsproduktivität bei Steigerung der Rohholznutzung	85
Wie kommt man nach Moskau und auf die Parteihochschule der KPdSU?	89
Zu Stanislav in die Autonome Republik Komi	98
Zurück nach Berlin	105

Wohin nach der Rückkehr?	108
Die Situation bei meiner Rückkehr	109
Wechsel an der Spitze des Ministeriums nach tragischem Unfall.....	110
Zur UNO nach Genf.....	111
Die Arbeitsschwerpunkte in den siebziger Jahren	114
Sturmschäden und Waldbrände beeinflussen den Produktionsablauf.....	115
Waldbrände und Aufforstung mit baltischer Kiefer	117
Wechsel in der Leitung, Auflösung des Staatlichen Komitees für Forstwirtschaft und Bildung des Kombinats für Forsttechnik 1975	119
Passen die industriemäßigen Produktionsmethoden der Landwirtschaft auch für die Forstwirtschaft?	123
Perspektiv- und Jahresplanung	125
Mein Wechsel zur Abteilung Ökonomie.....	126
Die bilaterale Zusammenarbeit mit Finnland	128
Die Rauchs Schäden in den Mittelgebirgen – Waldsterben ja oder nein?	133
Episoden am Rande – Die Protokollstrecke nach Wandlitz.....	135
Reiseführer auf dem Dnepr	137
Nun aber wieder zurück zur Arbeit	139
Edelhölzer aus Laos?.....	140
Rohholzexport trotz Mangel im eigenen Land – Nicht offizielle Rohholzexporte und Importausfälle belasten die eigene Wirtschaft.....	142
Auch das gehörte dazu – Katastrophenübung.....	146
Holzkomitee und FAO in Rom.....	146
Die Staatsjagd und die Leitung der Forstwirtschaft.....	148
Schweden.....	151
Es brodelt.....	153
Eine neue Regierung und ein neuer Minister.....	156
Die Arbeit im RGW.....	163
Öffentlicher Bericht über das 19. Treffen der Leiter der forst- und holzwirtschaft- lichen Organe der Mitgliedsländer des RGW vom 11.-13.9.1990 in Finkenkrug (Bezirk Potsdam), Autor: Lfm Dr. H. Vonhof, MLF, Berlin.....	167
Was gibt es als Fazit der Zusammenarbeit im RGW?	170
Im neuen Staat Bundesrepublik Deutschland	171
Die Bonner Außenstelle des Landwirtschaftsministeriums in Berlin	172
Mein Weg nach Bonn	174
Anhang 1	179
Die Eberswalder Prozesse und die Schließung der Fakultät.....	179
Eberswalde als Opfer des „Neuen Kurses“?	181
Ablauf der Entscheidung	183
Anhang 2	185
Vortrag auf der Jahresversammlung des Deutschen Forstvereins am 7. Oktober 1990 (gekürzt) in Hannover	185

Teil 2 – Ab 1994	199
Zurück nach Hause und der Weg in die Selbstständigkeit	200
Agrarstrukturelle Vorplanung	201
Der Förderverein für Gartenbau (FÖBEGA).....	202
Die Schwerpunktarbeit zur Umsetzung des EALG bei der BVVG	203
Mit der Kommunalakademie Berlin zur Schulung des Jagdrechts	206
Ausbildung zum Jäger in der Jagdschule Oranienburg	207
Bewertung und Planungskonzepte für die WGT-Flächen (BBG).....	207
Truppenübungsplätze.....	209
Truppenübungsplatz Jüterbog-Heidehof	209
Truppenübungsplatz Jännersdorf.....	213
Truppenübungsplatz Lieberose.....	215
Truppenübungsplatz Döberitzer Heide	216
Truppenübungsplatz Tangersdorfer Heide.....	218
Truppenübungsplatz Jüterbog-Forst Zinna-Keilberg	220
Truppenübungsplatz Gentzrode	221
Schießplatz Storbeck	222
Schießplatz Müllrose-Dubrow.....	223
Schießplatz Altranft	224
Die Munitionslager Buckau, Wilmersdorf, Bad Saarow, Dannenwalde, Biesenthal und Töpchin	225
Munitionslager Bad Saarow.....	229
Die Tanklager Biesenthal und Altfriesack	233
Die Flugplätze Groß Dölln, Rangsdorf, Welzow, Sperenberg-Kummersdorf, Schönwalde-Erlenbruch, Falkenberg	234
Teil 3 – Geschichten und Anekdoten	240
Die Sache mit den Wachteleiern.....	241
Die Geschehnisse in Berlin und Schwerin	244
Der Sport in meinem Leben.....	247
Die Jagd in meinem Leben.....	250
Resümee	260
Abkürzungsverzeichnis	262
Quellen	263

Prolog

Seit meinem 15. Lebensjahr und dem Beginn meiner Lehre zum Forstfacharbeiter war mein Weg mit dem Wald verbunden.

Ich lernte seine Bewirtschaftung kennen, so wie es die Klassiker der Forstwirtschaft, Heinrich Cotta in Tharandt und Wilhelm Pfeil in Eberswalde, seit Mitte des 19. Jahrhunderts gelehrt und tausenden Studenten vermittelt hatten.

Unter die tausende Studenten und Absolventen gliederte ich mich 1953 ein und begann mein Studium der Forstwirtschaft an der Fakultät für Forstwirtschaft Eberswalde der Humboldt-Universität Berlin.

Nach dem Studium folgten mehr als 60 Jahre nicht voraussehbare Berufstätigkeit auf allen Ebenen.

Wenn ich in der Runde ehemaliger Kollegen Geschichten aus meinen verschiedenen Tätigkeiten zum Besten gab, kam des Öfteren der Satz: „Schreib das auf, Jürgen!“. Nun bin ich ja nicht Egon Erwin Kisch und schon gar kein rasender Reporter. Trotzdem habe ich den Schritt gewagt und muss deshalb meine Leser bitten, den literarischen Unterschied wohlwollend zu übersehen.

Dennoch denke ich, dass meine Berichte und auch kleine Anekdoten aus der Arbeitswelt die Entwicklung auf dem Gebiet der Forstwirtschaft der DDR über einen langen Zeitraum authentisch beschreiben. Die Zeit nach der Wende gibt anhand meiner persönlichen Erfahrungen einen Einblick in Probleme und Schwierigkeiten, die viele Menschen der ehemaligen DDR in diesen bewegten Jahren zu bewältigen hatten. Ich selbst konnte meine Erfahrungen noch über mehrere Jahre als Sachverständiger einbringen. Dabei war es von großem Nutzen, dass ich nahezu alle Stufen der forstlichen Tätigkeit selbst durchlaufen habe und mich somit relativ kurzfristig auf sehr unterschiedliche Sachverhalte einstellen konnte.

Jetzt, nach dem fließenden Ausstieg aus dem Berufsleben will ich es versuchen, das Erlebte festzuhalten.

In vielen Ländern, auch in Deutschland, wird der Wald hochgeschätzt. Der Hader beginnt bei der Rangigkeit seiner Funktionen. Es geht um die Nutz-, Schutz- und Erholungsfunktionen. Das Bundeswaldgesetz stellt diese Funktionen, ein bisschen ausführlicher, an die Spitze des Gesetzes. Es geht noch darüber hinaus und sagt, die Forstwirtschaft sei zu fördern. Dabei wird offensichtlich der Begriff Forstwirtschaft vom Gesetzgeber umfassender gesehen als nur die Nutzfunktion. So sagt es das Gesetz mit seinem vollen Titel „Gesetz zur Erhaltung des Waldes und zur Förderung der Forstwirtschaft“ in seiner Fassung vom 2. Mai 1975. Fünfundzwanzig Jahre arbeiteten Forstleute und Waldbesitzer in der alten Bundesrepublik nach dieser Fassung. Seit der Wiedervereinigung gel-

ten die Regeln dieses Gesetzes auch für die neuen Bundesländer. Vorher geschah das dort ohne eigenes Wald- und Forstgesetz. Die Forstleute der DDR wollten ihr eigenes Wald- oder Forstgesetz, aber aus eigenem Erleben kann ich sagen, es wurde auf das Umweltgesetz verwiesen und argumentiert, die Forstwirtschaft ordnete sich dort ein.

Gesetz hin und her, wir arbeiteten einfach mit Hilfe unserer mittel- und langfristigen Entwicklungspläne und das gelang uns nicht schlecht. Nach einem Jahr meiner Bonner Tätigkeit nahm ich 1991 die Einschätzung meiner Bonner Kollegen zur Kenntnis, die Bundesrepublik hätte von der DDR eine ordnungsgemäß geführte Forstwirtschaft übernommen. Zu dieser Meinung kam man bei anderen Wirtschaftszweigen höchst selten oder gar nicht.

Was haben die Forstleute der DDR gemacht und wie haben sie es gemacht?

Mein Weg vom Forstfacharbeiterlehrling in den Nachkriegsanfängen 1947 zum letztendlich dienstältesten ministeriellen Forstmann und bei der Überführung der Forstwirtschaft der DDR in die Bundesrepublik in leitender Position, sammelte ich ein Arsenal von Problemen, aber auch von Episoden, das ich, auch als Verpflichtung gegenüber meinen ehemaligen Kollegen und Mitstreitern, festhalten will.

Geboren am 17. Juli 1932 in den letzten Monaten der Weimarer Republik kann wohl angenommen werden, dass ich kein aktiver Mitbürger eines Staates in seinen letzten Zügen war. Mit dem nationalsozialistischen Reich war das schon anders. Das waren zwölf prägende Jahre Kindheit.

Es folgten vier Jahre Nachkriegszeit unter sowjetischer Staatshoheit in einer staatenlosen Gesellschaft, oder war es ein halber Staat? Jedenfalls war es die Jugendzeit und die entscheidende Wende zum „Erwachsenwerden“. Dann folgten 40 bewusste und aktive Berufsjahre in Dienste der Forstwirtschaft der DDR. Vor dem Ende der ministeriellen Tätigkeit schlossen sich noch drei Jahre im Bonner Ministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Forsten an. Anstelle des Ruhestandes folgten noch fast 20 Jahre als freiberuflicher bestellter und vereidigter Sachverständiger für das Forst- und Jagdwesen.

Alles in allem sind es über 80 Jahre menschlichen Lebens in sehr unterschiedlichen Gesellschaftsformen und nahezu 70 Jahre Berufsleben in Wald und Feld.

Die anfangs mutige Absicht des Schreibens der Erlebnisgeschichten erwies sich als Wagemut. Es waren viele Helfer im täglichen Leben und beim Schreiben. Ganz vorn steht der Dank an meine 2014 verstorbene Frau, die mit Geduld und Verständnis mich begleitet hat. Mein Dank gilt auch meinen Kindern und meinem Enkel Michael, der als bestellter und vereidigter Sachverständiger in meine Fußstapfen getreten ist und auch die Endredaktion ausführte. Mehr als nur Begleiterin war Helga Kessler, die mehr als 30 Jahre als Verantwortliche für meine Auslandsdienstreisen und später als mein persönlicher Lektor, die Korrektur las.

Teil 1 – Bis 1994

So fing alles an

Ein Schlesisch-Lausitzer Müllerbursche hatte 1926 seine Zelte in Müllrose, einem der kleinsten Städte bei Frankfurt/Oder, aufgeschlagen und heiratete nach einigem Zaudern die aus der Neumark stammende Luise Borchwald. Die Hochzeit war im Jahr 1930 und ich wurde am 17. Juli 1932 geboren. Lange Jahre war ich der Meinung, ich sei ein Krebs mit den ihm unterstellten Charaktereigenschaften. Meine Mutter erzählte mir jedoch in späteren Jahren, ich sei eine Frühgeburt. Danach wäre ich fast ein Löwe geworden. Ein Löwe mit seiner Kampfkraft, das wäre verlockend gewesen, aber letztendlich ist alles nach irdischen Gesetzen verlaufen und nicht sehr nachhaltig.

Das wurde dann in den nächsten Jahren schon anders. Die Vorschuljahre waren mehr oder weniger ungetrübt, gespielt wurde im Wald vor der Haustür. Es waren aber die Jahre der Kriegsvorbereitungen und wir spielten und „kämpften“, was uns täglich suggeriert wurde. Bei meiner Mutter kam es nicht gut an, auch wegen der Kleidung. Gefragt war Sauberkeit und damit haperte es häufig. Also folgten Erziehungsmaßnahmen. Neben wörtlichen Ermahnungen kam auch eine Rohrstock-Staubwedel-Kombination zum Einsatz. Das zeigte Wirkung und mein Bestreben, sauber zu bleiben, brachte mir bei meinen Spielkameraden den Beinamen „Baron“ ein. Ich war nicht sonderlich stolz auf diesen Titel.

Mit Beginn der Schulzeit entwickelte ich mich zum Musterschüler. Wir lernten noch die Sütterlinschrift, was noch heute manchmal von Vorteil ist. Es wurde nach der Leistung gesetzt und ich saß drei Jahre auf „rechts außen“. Ein besonderer Vertrauensbeweis meiner Lehrerin Fräulein Kieback war, dass ich während des Unterrichts, von Fall zu Fall, zum Kauf von Zigaretten geschickt wurde. Das soll heute mal einer versuchen.

Die dreijährige Traumzeit war in der 4. Klasse vorbei. Lehrer Müller holte alles an Prügel nach, was wir nach seiner Meinung bis dahin versäumt hatten. Bleibenden Schaden hat keiner erlitten. Ich entzog mich aber dieser Erziehungsmethode und wechselte im Frühjahr 1943 zur Vorklasse des Humanistischen Friedrichs-Gymnasiums in Frankfurt/Oder. Das Gymnasium war für mich vorbestimmt. Meine Mutter war vor ihrer Heirat fünf Jahre beim Besitzer der Mühlenwerke Müllrose, Kommerzienrat Schmidt, als Hausmädchen beschäftigt. Dessen drei Söhne besuchten, mit mäßigem Erfolg, das besagte Gymnasium. Der Ehrgeiz meiner Mutter war nun, es diesen Söhnen gleichzutun. Ich fügte mich dem Willen meiner Mutter, denn Widerstand war zwecklos. Später stellte ich fest, dass ich damit der Maxime meines Vaters folgte, der immer mit Lächeln von seinem Feldwebel



„Das letzte Aufgebot“ mit Ulli Schönfelder (mitte) und Klaus Marunde (rechts)
im Sommer 1938 auf dem Marktplatz in Müllrose

sprach. Mein Widerspruch war begrenzt auf das Problem, dass meine Freunde zur Oberschule gingen und Fußball spielten. Mir war es vorbehalten, mit den teilweise misstratenen Söhnen reicher Väter Völkerball zu spielen.

Dass ich Latein lernte, fand ich ganz gut, denn da waren nicht so viele, die mir reinreden konnten. Ich war sozusagen außerhalb der Kontrolle. Das mit dem Gymnasium wurde für mich dann ungewollt politisch. Bereits in der Vorklasse spürte ich die besondere Aufmerksamkeit des Studiendirektors Klinkot für mich als Arbeiterkind. Ich wurde, wenn auch verhalten, zum Vorzeigefall des Nationalsozialismus, der mit diesem Scheingefecht mit den bisherigen Traditionen des Gymnasiums, nur Zöglinge gehobener Kreise zu unterrichten, brach.

Ansonsten war der politische Einfluss auf den Schulbetrieb kaum zu spüren. Es gab keine Appelle, die Lehrer trugen keine Parteiabzeichen. Dafür trugen aber einige Lehrer ein Monokel, was beim Geographielehrer zum Wettgegenstand zwischen uns wurde. Bei Erregung oder Ärger riss er zwangsläufig beide Augen auf und das Monokel krachte auf das Pult. Wettgegenstand war, wer es schaffte, durch provozie-

rendes Verhalten den Monokel-Sturz auszulösen, und es klappte manchmal sogar zweimal in einer Stunde.

Der Besuch der höheren Lehranstalt hatte auch andere Folgen. Das Müllroser Fähnlein des Jungvolks hatte ständig Personal- oder Kadernsorgen in Bezug auf Führungskräfte. Nach dem Eintritt mit 10 Jahren wurde ich schon nach 5 Monaten als „Akademiker“ zum Jungschafftsführer einer Zehnergruppe mit rot-weißer Kordel am Braunhemd befördert.

Hauptinhalte der Tätigkeit im Fähnlein waren militärische Grundausbildung, Geländespiele, Fahrten und Frontberichte anhören von jungen zerschossenen Kriegern. Die Mitgliedschaft im Jungvolk war keine Sache der Begeisterung, aber es war für uns alles ein normaler Zustand. Im Kopf von 10- bis 14-Jährigen ist offensichtlich noch wenig Platz zum Nachdenken. Auf jeden Fall war es zur damaligen Zeit so. Das war auch mit den ersten Berufsträumen ähnlich. Meine Gedanken liefen in Richtung Offizier bei der Kriegsmarine. Dass es auch eine Handelsmarine geben könnte, war 1943 für einen 11-Jährigen gar kein Gedanke. Soldaten wurden gebraucht und so kamen wir gar nicht auf solche Berufe wie Ingenieur oder Kaufmann.

Mein Vater wurde zu dieser Zeit zu einer Luftwaffeneinheit eingezogen. Das war ein zweiter Anlauf. Der ersten Einberufung zur Infanterie im Jahr 1941 konnte er sich entziehen, da er 1939 als Angehöriger des NSFK für die Luftwaffe gemustert wurde. Es muss 1938 gewesen sein, als das Werben für die SA in den Mühlenwerken verstärkt begann. Mein Vater wich aus und wurde in Müllrose das 6. Mitglied des NS-Fliegerkorps. Da gab es nichts zu fliegen und keine Ausbildung, nur Beitrag wurde kassiert und das besorgte ich. So kam er zur Flugabwehr auf den Balkan und überlebte. Vorher hatte mein Vater die Prüfung als Müllermeister abgelegt und suchte 1940 einen kleinen Betrieb. Angebote kamen aus dem Generalgouvernement (Polen). Bedingung war die Mitgliedschaft in der NSDAP. Mein Vater verzichtete und blieb in den Müllroser Mühlenwerken Schichtleiter.

Übrigens die Sache mit der Seefahrt wäre für die deutsche Kriegsmarine und für mich persönlich eine Katastrophe geworden. In späteren Jahren stellte ich fest, dass ich bis zu meinem 50. Lebensjahr nicht flug- und seetüchtig war.

Die Zeit auf dem Gymnasium wurde Ende 1943 und im folgenden Jahr immer unruhiger. Da die Ab- und Anflüge der alliierten Bomberflotten nach Berlin vielfach über den Süden und Südosten von Berlin liefen, gab es für die Schulen im Frankfurter Raum Voralarm. Das hieß, die Schulsirene heulte auf dem Treppenflur und alle Schüler gingen, vielfach schon ein oder zwei Stunden nach Unterrichtsbeginn, nach Hause und warteten auf den offiziellen Alarm. Was machen auswärtige Schüler, sogenannte Fahrschüler, in einem solchen Fall, wenn der Zug nach Hause erst um

14 Uhr fährt? Wir fuhren mit der Straßenbahn bis zum Stadtrand und wanderten die 8 Kilometer nach Hause. So waren wir fast immer vor dem offiziellen Alarm bereits aus der Stadt. Angst kannten wir nicht, es fehlte noch die Erfahrung mit der Gefahr, es war noch nichts passiert. Wie wenig uns das Kriegsgeschehen beeindruckte, wurde mir erst in späteren Jahren bewusst. Im Zuge des sowjetischen Vormarschs begann im Herbst 1944 in Ostpreußen die Schließung der Schulen. Im Zuge der Umsiedelung kamen Schüler dieser Schulen in unsere Region. Mit einem von ihnen freundete ich mich an. Im Oktober 1944, als die Kriegshandlungen schon deutschen Boden erreicht hatten, machte er mir den Vorschlag, zur NAPOLA, also der Eliteschule des Nationalsozialismus, zu wechseln. Seiner Meinung nach gehörten wir beide nicht an dieses etwas miefige preußische Gymnasium. Meine Mutter reagierte darauf eindeutig und mit Argumenten wie der Trennung von Zuhause und anderem Unwesentlichen, aber der Fall war für mich erledigt.

Dann rückte die Front rasch heran und nach den Weihnachtsferien kamen wir am 10. Januar 1945 noch zur Schule, aber es war Schluss und wir gingen nach Hause. Zwei Wochen später stand die Sowjetarmee an der Oder.

Krieg bis zum Ende

So begann für mich die schullose Zeit. Die Front rückte näher und die Bevölkerung von Müllrose wurde Anfang März nach Jüterbog-Altes Lager evakuiert. Wir blieben, denn meine Mutter nähte auf einem Sattlerbock Patronentaschen in einer ehemaligen Kofferfabrik und der war jetzt Rüstungsbetrieb bei hörbarem Kanonendonner an der Oder.

Wie so oft seit 1940 hatten wir wieder einmal Einquartierung. Es waren zwei SS-Leute der Verpflegungsstelle einer SS-Grenadierdivision der 9. Armee. Beide sollten unser Schicksal bis zur Kesselschlacht von Halbe sein. Müllrose war verödet. Anfang April stellte auch der Betrieb meiner Mutter seine sinnlose Produktion ein. Eine organisierte Evakuierung gab es nicht mehr. So zogen wir am 10. April auf dem erbeuteten Studebaker der SS-Verpflegungsstelle mit einigem Gepäck nach Buckow bei Beeskow um und waren Flüchtlinge. Es waren nur rund 20 km, aber auf Grund des Frontverlaufs am Oder-Spree-Kanal, also unmittelbar am Stadtrand von Müllrose, war es eine Weltreise. Es war eine Atempause von circa 2 Wochen. Müllrose lag im toten Winkel der 2. Weißrussischen Front mit Marschall Shukow, der direkt nach Berlin wollte, und der 1. Ukrainischen Front mit Marschall Konew, der im Bogen von Süden Richtung Berlin zog und uns bis zum Ende begleiten sollte.

In Beeskow kamen mir erstmals Zweifel an der Sinnhaftigkeit des Krieges. Unsere Verpflegungsleute fuhren am 20. April mit mir von Buckow nach Beeskow ins Verpflegungslager. Auf dem Marktplatz spielte ein Fanfarenzug des Jungvolks zu Ehren des Geburtstags von Adolf Hitler im Grollen der nur 15 km entfernten Frontlinie. Lange währte das Nachdenken nicht, aber die Zweifel kamen wieder. Zunächst blieb keine Zeit zu großen Überlegungen. Wir waren völlig ohne Information. Es gab kein Radio, nur Parolen und Gerüchte, die noch allgemein lauteten: „weg von den Russen“, ob nach Berlin oder in Richtung Elbe blieb zunächst unklar. Das sollte sich ändern. Um den 25. April wurde deutlich, dass wir im Kessel um Märkisch-Buchholz und Halbe saßen. Die Befehle lauteten „fertig machen zum Durchbruch Richtung Zossen“. Alle Fahrzeuge wurden entrümpelt und zum Durchbruch vorbereitet. Wir blieben auf dem erbeuteten Studebaker, aber ohne jegliches Gepäck. In der Abenddämmerung ging es von Münchehofe aus los. Den ganzen Tag hatten wir schon unter Granatwerferbeschuss gelegen, es gab Tote und Verwundete. Einmotorige Kampfflugzeuge warfen Kilobomben aus der Kabine auf Fahrzeuge. Nach einiger Zeit war ich so abgestumpft, dass ich mich beim Nahen der Flieger hinter einen Baum stellte und zusah wie er in 50 bis 100 m Entfernung seine Bomben verteilte. Die abendliche Fahrt mit dem Studebaker dauerte nicht lange und es hieß, alle begleitenden Zivilpersonen kommen in einen geschlossenen Mannschaftswagen. Nach circa 2 Stunden Nachtfahrt kam es zur Katastrophe.

Vermutlich eine Werfergranate traf das Fahrzeug. Von den 12 Insassen war etwa die Hälfte verwundet. Alle sprangen heraus und schrien nach Sanitätern, aber die gab es nicht. Bei meiner Mutter war der linke Unterarm zerschlagen. Woher ich Verbandzeug hatte, weiß ich nicht, jedenfalls verband ich meine Mutter notdürftig und es ging zu Fuß weiter, wohin war unklar. Gegen Morgen des 26. April lagen wir zwei in einem Kiefernaltholz. Geschossen wurde vor und hinter uns. Es war jetzt klar, wir lagen zwischen den Kampflinien. Mit einem Trinkbecher schaufelte ich für meine Mutter und mich zwei Mulden. Sie sollten für fast zwei Tage unsere Unterkunft sein. Am 2. Tag trat eine Kampfpause ein und Soldaten in relativ sauberer Wehrmachtsuniform forderten die weiträumig verstreuten Zivilpersonen auf, die Kampfzone zu räumen, denn es ginge gleich wieder los. In späteren Jahren wurde mir klar, dass es Angehörige des National-Komitees Freies Deutschland oder der Seydlitz-Truppen waren, die auf Seiten der Roten Armee kämpften und hier ihr Leben riskierten. Nach wenigen hundert Metern kamen wir zu einem Sammelpunkt für deutsche Kriegsgefangene auf dem Gelände der Försterei Halbe. Hier wurde meine Mutter von einem sowjetischen Arzt zum ersten Mal fachgerecht verbunden. Wir waren der Meinung, Gefangene zu sein und schlossen uns der nach Teupitz zie-



Forsthaus Halbe nach den Kämpfen; aufgenommen im Herbst 1946 beim Abbau der Durchbruchsperrern der Roten Armee (Archiv Uwe Klar)

henden Kolonne an. Nach etwa einem Kilometer überquerten wir die Autobahn Dresden–Berlin. Sie war das Ende aller organisierten Durchbruchversuche. Alle Einzeldurchbrüche von Truppenverbänden, die teilweise bis über Zossen hinaus kamen, hatten nichts mehr mit der 9. Armee und deren Führung unter General Busse zu tun.

Die ehemalige Revierförsterei Halbe war am 28. April 1945 sowjetische Kommandozentrale, Verbandsplatz für Verwundete beider Armeen und Sammelplatz für hunderte deutscher Gefangener vor dem Weitermarsch in ein zentrales Gefangenenlager bei Teupitz.

Nach der Feststellung, dass man uns als Gefangene nicht haben wollte, landeten wir in einem deutschen Lazarett in der ehemaligen Psychiatrischen Anstalt in Teupitz. Im überfüllten Warteraum warteten circa 20 Verwundete. Gegen 23 Uhr gab der Arzt wegen Erschöpfung auf. Ich schlief in der Ecke eines Ledersofas. Gegen 7 Uhr begann wieder die Behandlung. Zunächst trugen Sanitäter 2 Bahren hinaus. Die Behandlung dieser Verwundeten hatte sich über Nacht erledigt.

Nach der Versorgung meiner Mutter im Laufe des Vormittags war unser Ziel klar, wir wollten nach Hause. Es war ein Fußmarsch von circa 60 km, in Etappen, von Notlazarett zu Notlazarett. Am ersten Tag unseres Rückmarsches kamen wir durch Halbe. Hier mussten noch in der Nacht Kampfhandlungen stattgefunden haben. Man hatte lediglich die Straßen von toten Pferden und Soldaten beider Parteien geräumt und auf den Bürgersteig gezogen. Wir kamen an der verwüsteten Sparkasse vorbei. Hunderte von Geldscheinen lagen auf der Straße. Wir gingen davon aus, es sei wertlos, denn seit gut einem Monat hatten wir keine Berührung oder Verwendung mehr für Geld gehabt. Dennoch nahm ich 4 Fünfigmarkscheine auf. Wie sich später herausstellt, sollte sie für 2 Monate unsere Existenzgrundlage sein. Auf dem Weg vor der Sparkasse fand ich einen Wehrmachtstornister. Er wurde unser erstes Behältnis auf dem Marsch. Nicht weit davon lag eine Packung Kleinkalibermunition. Ich nahm sie mit, denn ich hatte ja zu Hause eine Kleinkaliberbüchse und ein Teschinggewehr. Die Kleinkaliberbüchse war tatsächlich noch da, allerdings mit zerbrochenem Schaft und ohne Patronenauszieher, dadurch fehlte die Hälfte vom Patronenlager. Folglich ging die Ladung bei meinem ersten Schussversuch im wahrsten Sinne des Wortes nach hinten los. Im Ergebnis hatte ich drei Wochen geschwärtzte Augenlider und gegenüber meiner Mutter Erklärungsnot. Das Schießen stellte ich ein.

Ein Neuanfang

Über kurze Lazarettaufenthalte in Alt-Schadow und Beeskow zogen wir, meistens in kleinen bunten Kolonnen, weiter nach Müllrose.

Am 5. Mai waren wir wieder zu Hause. Die Stadt war noch leer. Die evakuierten Einwohner waren aus Jüterbog-Altes Lager noch nicht zurück. Im Stadtgebiet waren keine Truppen, aber unser Haus war eine Wüstenei ohne Möbel. Maximal zwei Wochen konnten die sowjetischen Truppen in unserem Wohngebiet Quartier bezogen haben und hatten in dieser Zeit die Möbel aller Wohnungen neu verteilt. Es war alles da, nur es stand woanders.

Die Verwundung machte meiner Mutter zu schaffen und behinderte sie erheblich. So war ich Organisator und Chef. Neben den wichtigsten hauswirtschaftlichen Arbeiten blieb genügend Zeit für Erkundungen in den verlassenen deutschen und sowjetischen Garnisonen. Besonders begehrt waren Handgranaten und Pulverschnüre aus großkalibrigen Kartuschen. Wir hatten uns Flöße aus Benzintanks gebaut und gingen damit auf Fischfang.

Im Ort hatte sich neben der sowjetischen Stadtkommandantur eine deutsche Stadtverwaltung etabliert. Unser erster Bürgermeister war Paul Ardtner. Unbescholten, kein Kommunist, natürlich auch kein Nazi und mit wenig Kompetenz und Möglichkeiten. Eine der ersten Aufgaben der deutschen Stadtverwaltung war es, Anfang Juni rund 200 Einwohner mit Spaten zum Umgraben eines 50 Hektar großen Ackerstückes mit Holzvergaserfahrzeugen in das 7 Kilometer entfernte Biegen zu transportieren und, unter sowjetischer Aufsicht, 50 Hektar Acker zur Kartoffelbestellung vorbereiten zu lassen.

Im August kam mein Vater ohne Anmeldung zurück. Nach der Einberufung 1943 war er in die Garnison nach Eger im Sudetenland gekommen und von dort zur Fahrschulausbildung nach Posen. Mit der Führerscheinprüfung wurde er Gefreiter. Das blieb er dann auch. Mit einer Flugabweereinheit war die nächste Station Rumänien. Dort wurde es allerdings 1944 brenzlig, da Rumänien als deutscher Verbündeter ausstieg.

Die Flucht verlief teilweise dramatisch. Rumänien hatte schnell umgeschwenkt und half mit Geschützfeuer der Räumung der deutschen Truppen nach. Es folgte eine Ruhephase in Ungarn. Aus Ungarn mitgebrachter Paprikasamen, womit sich müde Krieger in Ruhephasen beschäftigen, brachte aber in der Erde von Müllrose keinen Ertrag. Kam die Front näher, so rückte man weiter. Die Luftabwehr war nur zuständig für Flugzeuge und da zu wenig kamen, war die Einheit meines Vaters im Mai 1945 im Raum Wiener Neustadt arbeitslos und wartete auf ihre Gefangennahme. Die ersten amerikanischen Truppen hatten aber keine Zeit und Verwendung für Gefangene und fuhren weiter Richtung Ungarn. Was tun? Die Einheit stellte ordnungsgemäß ihre Fahrzeuge samt der Geschütze auf einer Wiese ab, packte die Rucksäcke und ging drei Wochen in die Alpen. Als ihr Proviant ausging, starteten sie einen zweiten Versuch zur Gefangennahme, aber wiederum vergebens. Sie waren südlich von München bei Unterhaching angekommen und das Gefangenenlager war voll. Nicht mehr überfüllt wie in den ersten Tagen, aber immer noch voll. Also wohin mit den neuen Gästen? Unter den Amerikanern müssen auch Offiziere mit wirtschaftlichem Denken gewesen sein. So wurden die überschüssigen Neuankömmlinge auf die umliegenden Bauern und Handwerker verteilt. Sie hatten den Status eines Fremdarbeiters, den viele noch aus den ersten Kriegsjahren von zu Hause, allerdings im umgekehrten Verhältnis, kannten.

Mein Vater, mit der Qualifikation eines Müllers kam natürlich nicht zu einem Bauern, sondern wurde einem Bäcker zugeteilt. Ob der ihn wollte, weiß ich nicht, aber wer bekam schon im Juli 1945 was er wollte? Ende Juli war die Verwaltung des Gefangenenlagers soweit eingearbeitet, dass sie ihre „Externen“ für einen Tag in das

Lager beordnete und die Entlassungspapiere aushändigte. Mit dem Aufenthaltsgebot für die amerikanische Zone war mein Vater frei. Das genügte ihm jedoch nicht, denn er wollte nach Hause. Beim illegalen Passieren der Grenze zur sowjetischen Besatzungszone geschah es ihm wie vielen – er wurde erleichtert: Uhr und andere Gerätschaften war er los, aber der Paprikasamen blieb ihm erhalten. Er war der Erste, der dieses unbekannte und exotische Gemüse nach Müllrose einfuhrte. Nicht für lange Zeit, denn der Paprika fruktifizierte zwar, trug aber wie schon erwähnt keinen Samen und das führte zum Ende des exotischen Gemüseanbaus.

Die Freude über seine Heimkehr war natürlich riesig groß. Mein Jubel war jedoch begrenzt, denn in Müllrose herrschte eine Paratyphusepidemie und ich war einer der schlimmen Fälle. Es dauerte jedoch nicht sehr lange, ich überstand alles und meine Kräfte nahmen wieder zu. Jetzt trat ein neues Problem auf. Wer ist Chef? Ich maß meinen Vater an dem Besitzstand vom Mai, da war nämlich nichts. Um Möbel und dergleichen ging es mir nicht. Die anerkannte ich als elterliches Eigentum, aber wie war das mit den Fahrrädern? Ich hatte zwei, mein Vater keins. Die Räder waren zwar vollgummibereift aus ehemaligen Gartenschläuchen, aber sie bewegten sich. Mit den Fahrrädern war es merkwürdig. Sie wurden zwar auch von den sowjetischen Soldaten requiriert, aber meist nur bis zum ersten Fahrversuch. Es waren keine Radfahrer. Ich glaube, aus der gesamten Roten Armee hätte man nicht eine Fahrradkompanie zusammenstellen können. Das Fahrrad war ein weitestgehend unbekanntes Wesen. Trotzdem waren die Fahrräder alle weg oder total kaputt. Davon hatte ich also zwei und mein Vater keins. Nach etwa einem Monat herrschten wieder hierarchische Familienverhältnisse. Die Androhung von Gewalt spielte dabei auch eine, wenn auch untergeordnete Rolle. Prügelszenen meines Vaters im Schulalter bezogen sich auf ganz wenige und völlig berechtigte Fälle. Mit meiner Mutter war das anders, da tanzte der Staubwedel mit Rohrstock leichthändig über den Rücken und dessen Verlängerung, auch bei kleineren Anlässen. Geholfen hat es nicht, aber geschadet auch nicht – denke ich jedenfalls.

Die Nachkriegskindheit verlief im elterlichen Familienkreis sorgenfrei. Meine Mutter führte, trotz ihrer durch Kriegsverletzung bedingten Armbehinderung, den Haushalt. Mein Vater arbeitete wie in Vorkriegszeiten in den Müllroser Mühlenwerken als Müllermeister und Schichtleiter. Meine verwitwete Großmutter war aus dem Oderbruch zu uns gezogen und hütete auf der nahen Weide eine neue Schar Gänse.

Das Leben begann sich zu normalisieren. Bereits im Juli hatte der Schulbetrieb wieder begonnen. Ich stand vor Entscheidungen, die ich allein treffen musste. Mein humanistisches Friedrichs-Gymnasium gab es nicht mehr und ich hätte auf die eng-



Meine Großmutter Auguste Borchwald mit 90 Jahren bei ihren Gänsen

lisch orientierte Oberschule umschwenken müssen. Ein Hindernis war auch die fehlende Fahrverbindung nach Frankfurt/Oder. Die Eisenbahnbrücke nach Frankfurt lag gesprengt im Oder-Spree-Kanal und wer von Müllrose in die Stadt wollte, fuhr 100 Kilometer in 6 Stunden auf dem Dampfer nach Berlin. Die Alternative war die Rückkehr zu den Wurzeln meiner Bildung, der Grundschule in Müllrose. Das erfolgte unspektakulär. Ich stieg in die 7. Klasse ein und weiter ging es. Problematisch war es mit den Lehrern, 90% der Lehrer waren in der NSDAP gewesen und wurden nicht in den Schuldienst übernommen. Wir hatten in Müllrose Glück, die Geschwister Susanne und Gertrud Mann, beide unbemannt, waren zwei erfahrene unbelastete Lehrerinnen und wurden in den Schuldienst übernommen. Susanne Mann wurde Rektor (nicht Rektorin wie das heute heißen müsste). Die Problematik bezog sich auf die Schar der Neulehrer. Es waren zum großen Teil Junglehrer im wahrsten Sinne des Wortes. Wir waren 12-15 Jahre alt, die Grenze der Lehrer begann bei 17 Jahren. Typische Entwicklungen der jungen Lehrer waren, im Kriegsdienst